
Juditha Balint, Rolf Parr

Von ›factory workern‹ und Sucharbeitern

*Zwei Ansätze zur Untersuchung von Arbeit
als diskursivem und semantischem Phänomen*

Arbeit?

Der im Alltag wie auch in medialen Darstellungen immer wieder anzutreffende Befund, dass Arbeit ›irgendwie‹ mit der ganzen Gesellschaft zu tun habe, das heißt auch mit unserem gesamten privaten Leben, lässt sich aus einer doppelten Blickrichtung heraus sehr viel genauer beantworten als es bisher vielfach der Fall war: nämlich erstens vom Spektrum der für den komplexen Bereich der Arbeit relevanten Diskurse aus und zweitens von der medial und sprachlich erfolgenden Zusammenführung dieser Diskurse und des dabei vermittelten Wissens.

Das trifft nicht nur auf die Entgrenzung von Arbeit in Richtung auf andere, ihr eigentlich ferne Lebensbereiche zu, sondern auch auf diejenigen sozialdiskursiven Gegenstände, die auf das Engste an das Arbeitsleben gekoppelt sind. Ein besonders schillerndes Beispiel für diese Entgrenzung liefert der als ›Burnout‹ bezeichnete Teilkomplex des großen gesellschaftlichen Teilbereichs mit Namen ›Arbeit‹.¹ Ende der 1960er Jahre ist zunächst von ›Managerkrankheit‹ die Rede, und zwar gekoppelt an vor allem psychologische Diskurse. Das hat seinen Grund darin, dass Krankenkassenfragen für Manager eher nachrangig waren, nicht aber die Therapiefrage, was die Psychologie auf den Plan rief. Für die Folgezeit lässt sich zeigen, dass es eine Entwicklung in zwei Dimensionen gibt: (1) Auf der Achse des Spektrums der Spezialwissensbereiche und ihrer Diskurse kommen bis heute zunehmend mehr spezielle Wissensbereiche und mit ihnen Spezialdiskurse ins Spiel: weiterhin die Psychologie, dann aber auch Medizin, Krankenkassen, Therapiekulturen, Politik und Gewerkschaften. (2) Seinen Grund hat diese Expansion darin, dass auf der zweiten wichtigen Achse, nämlich derjenigen der sozialen Differenzierung, was immer auch Hierarchisierung bedeutet, das Phänomen ›Burnout‹ symbolisch gesprochen ›nach unten hin‹ durchsackt: von Managern zu den leitenden Angestellten, von dort zu den mittleren und kleinen Angestellten und so weiter. Mit jeder dieser Stufen kommen aber zusätzliche ›Stimmen‹ ins Spiel, denn ab den Angestellten sprechen beispielsweise die gesetzlichen Krankenkassen bei den Versuchen, das Phänomen ›Burnout‹ definitiv einzugrenzen, ebenfalls mit; dadurch

kommt die Medizin ins Spiel; es folgen sozialwissenschaftliche Sprecher*innen und schließlich diejenigen der Therapiekulturen. Am Ende ist der diskursive, und das heißt immer auch soziale Gegenstand »Burnout« als Teil des Sprechens über die Auswirkungen von Arbeit auf den Einzelnen auch hier wieder einer, der allererst im Schnittpunkt verschiedener Fächerkulturen und ihrer Terminologien entsteht und als solcher medial und sprachlich unterschiedlich vermittelt wird. Zu seiner Untersuchung bedarf es also theoretischer und methodischer Instrumente, die es erlauben, kulturelle Bedeutungs- und Strukturzusammenhänge auf ihre Medialität und Semantiken hin zu durchleuchten.

Deutlich wird bereits an diesem einen Beispiel, dass erst ein mehrperspektivischer Zugriff auf den komplexen Bereich der Arbeit – einmal unter Berücksichtigung der an seiner Konstitution beteiligten Wissensbereiche, und einmal unter Berücksichtigung seiner medialen und sprachlichen Vermittlung – es möglich macht, ihn in seiner gesamtgesellschaftlichen Breite und Relevanz so in den Blick zu nehmen, dass die in gesellschaftlichem Umlauf befindlichen Diskursivierungen von Arbeit rekonstruiert werden können. Sie regeln – mit Foucault gesprochen –, was über Arbeit zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einem bestimmten kulturellen Zusammenhang gesagt werden kann, was gesagt werden muss und, häufig viel wichtiger, was nicht gesagt werden darf.²

Wie der sozial-diskursive Gegenstand der Arbeit aus unterschiedlichen Perspektiven und unter Heranziehung zweier methodischer Ansätze in den Blick genommen werden kann, wollen wir im Folgenden an einigen Beispielen aufzeigen. Unseren ersten Beispielkomplex bilden drei Filme aus den 1920er und 1930er Jahren, die ganz unterschiedliche Konzeptionen von Arbeit entwickeln; das zweite Beispiel ist Joachim Zelters 2006 erschienener Roman *Schule der Arbeitslosen*, in dem die Koppelung der diskursiven Semantiken von Arbeit und Arbeitslosigkeit und damit auch diejenige verschiedener Wissensbereiche in Form von Metaphern erfolgt. Die Auswahl der Filme und des literarischen Textes ist so angelegt, dass sie es aufgrund ihrer unterschiedlichen medialen Verfasstheit und ihrer nicht minder unterschiedlichen Entstehungszeiten ermöglichen, Differenzen, aber auch Gemeinsamkeiten nachzuspüren, also der Varianz und aber auch der Konstanz historischer und zeitgenössischer Konzeptionen von Arbeit nachzugehen.

*Arbeit im Film der 1920er und 1930er Jahre
Von »Metropolis« bis »Kuhle Wampe«*

Fritz Langs berühmter Film *Metropolis* ist unter anderem aus Perspektive der Utopie- bzw. Dystopie-Forschung, aus religiöser, mythen- und kapitalismuskri-

tischer sowie strukturaler Sicht analysiert worden.³ Noch nicht gefragt wurde bisher jedoch welche Art von Arbeit denn in diesem Film geleistet wird und welches Konzept von Arbeit⁴ *Metropolis* eigentlich zugrunde liegt? Die Heere der grauen Arbeiter leisten – mit Marx gesprochen – zunächst einmal entfremdete, hochgradig arbeitsteilig organisierte Arbeit, bei der der Einzelne gar nicht mehr weiß, zu welcher Gesamtsache er eigentlich etwas beiträgt, also keinen Einblick mehr in den Gesamtprozess der Arbeit hat (übrigens ebenso wenig wie die Zuschauer). Arbeit macht – diesmal vom Ort der Individualpsychologie aus betrachtet – für den Einzelnen keinen Sinn, kann keine Befriedigung geben.

Ebenso wie diese Form der Arbeit sind auch die Arbeiter selbst weitestgehend entindividualisiert, ja sogar entnaturalisiert, etwa indem sie nach einer Uhr mit einem 13stündigen Zyklus arbeiten. Bis auf wenige Ausnahmen treten sie, wenn sie in ihrer Funktion als Arbeiter in Szene gesetzt werden, nur als Massen auf, die sich in formierter Menge fortbewegen, darin Soldaten nicht unähnlich, ohne dass Gesichter oder andere individuelle Merkmale gezeigt würden. Treten einzelne von ihnen in der Funktion als religiös überdeterminierte Führer/Befreier auf, dann sind diese Einzelnen aus denjenigen Massen herausgelöst, die ihnen dann wiederum in Massen zuhören.⁵

Die Maschinen und vor allem die zentrale »Herz-Maschine« dominieren in *Metropolis* gleichermaßen die Form der geleisteten Arbeit, die Arbeiter als Masse wie auch den einzelnen Arbeiter, der über die Anzeigen und Hebel als Repräsentant der Maschine körperlich bis zum Zusammenbruch an die selbst unsichtbar bleibende Maschine angeschlossen ist.⁶ Ist dies die eher technische Variante der Narration, die *Metropolis* entwirft, so wird der Arbeiter in der eher mythischen Variante zum »Maschinenfutter« und die Maschine selbst zum gefräßigen Moloch. Einer Auffassung und medialen Darstellung von Arbeit als körperlich-technischer Symbiose steht eine mystische als Aufopferung relativ unverbunden gegenüber. Insgesamt ähnelt die Ausstattung der Arbeitswelt in *Metropolis* jedoch weniger einem Science-Fiction-Szenario als Bergwerken der 1920er Jahre, mit ihren Förderkörben und den typischen Gittern, in denen die Bergarbeiter in die Tiefe der Erde einfahren, ihren Maschinenhallen mit der meist noch mechanischen, vor allem aber thermodynamischen Kraftübertragung (Elektrizität ist vorhanden, aber noch nicht dominant). Hinzu kommt die für Fabriken gängige Kleidung wie Arbeitsoveralls, Gürtel und Mützen, die ihrerseits zur Uniform tendiert.

Die Thermodynamik ist in *Metropolis* jedoch nicht einfach nur »Stand der Technik«, sondern bietet zugleich auch einen symbolischen Überschuss. Denn, wie Thomas Elsässer es formuliert, beschäftigt sich die Narration »von wild gewordener Technologie und industrieller Reglementierung [...] obsessiv mit stei-

genden Temperaturen, mit Druckzuständen kurz vor dem Bersten, mit Flüssigkeiten, die zu kochen beginnen, bevorstehenden Explosionen und Fluten«, die als Folge von symbolischen und tatsächlichen ›Dammbrüchen‹ jeglicher Art auftreten: »Der Film zeichnet allerlei Kräfte auf, die«, symbolisch gesehen, »aus der Tiefe heraufquellen« und kaum mehr gebändigt werden können.⁷

Inwieweit aber ist *Metropolis* an die in der Zeit anzutreffenden politischen Diskurse der ›arbeiternahen‹ Parteien der 1920er Jahre anschließbar? Hier greift der Film eine ganze Reihe von Diskurselementen der politisierten Arbeiterschaft auf. Das Spektrum reicht von der ›Revolution‹ konnotierenden, im Hintergrund gespielten Marseillaise bis hin zum sozialdemokratischen Bündnis zwischen ›Hirn‹ und ›Hand‹ durch das ›Herz‹ (als nicht unbedingt überzeugendem Schluss).

Für Charles Chaplins *Modern Times* von 1936 scheint auf den ersten Blick eine physikalische Definition von Arbeit vielversprechend zu sein.⁸ So zeigt bereits der Vorspann leinwandfüllend eine Uhr, an die Arbeit und Arbeiter (factory worker) geradezu symbiotisch angeschlossen werden; es gibt Stechuhren beim Eintritt in die Fabrik und genau festgelegte Pausen. Allerdings geht es bei genauerer Betrachtung nicht nur um ›Arbeit als Leistung in der Zeit‹, sondern dem darauf gleichsam ›aufsattelnden‹ Denkmodell der Taylorisierung und damit Optimierung von Arbeitsprozessen (einschließlich der Arbeiter). Dabei findet gegenüber *Metropolis* eine weitere interessante Veränderung statt: Denn in *Modern Times* kommen die Arbeiter als zwar duldsame, aber nicht mehr formierte Massen in die Fabrik (filmisch sinnfällig gemacht durch die Analogie zwischen einer Schafherde und den Richtung Fabrik strömenden Menschen), sie werden mittels des Taylorismus als Einzelne, wenn auch nicht als Individuen, sondern lediglich als austauschbare Einzelne, in den Blick genommen, um ein Maximum an Arbeit und damit an Profit zu erzielen. Besonders effektiv ist die tayloristische Organisation der Fabrikarbeit, da sie nicht nur auf permanente Kontrolle hin angelegt ist, sondern – was viel effektiver ist – ihr entsprechende Subjekte hervorbringt, die so auf dieses System hin konditioniert sind, dass sie gar nicht mehr anders können, als sich ihm konform zu verhalten. Offensichtlich wird das, wenn der ›factory worker‹ in *Modern Times* auch jenseits des (jetzt elektrisch betriebenen) Fließbandes immer wieder die gleiche Schraubbewegung durchführt, egal wer oder was ihm gerade begegnet. Noch sehr viel subtiler wird die tayloristische Subjektivität im privaten Bereich durchgespielt, nämlich dann, wenn das imaginierte idyllisch-bürgerliche Abendessen des ›factory workers‹ mit seiner Freundin ebenfalls tayloristisch-effizient organisiert wird.⁹ Das beginnt beim Decken des Tisches und hört – darauf hat Todd Herzog in einem Vortrag hingewiesen – beim Milchzapfen an der just in time am Kücheneingang erscheinenden Kuh noch lange nicht auf.

Auch in *Modern Times* ist Arbeit etwas, das Privatheit und Öffentlichkeit gleichermaßen betrifft und der medialen Darstellung bedarf; etwas, das hochgradig arbeitsteilig strukturiert und damit entfremdet ist, aber auf andere Art als in *Metropolis*. Arbeit, Fabrik und zumindest manche Arbeiter sind in Chaplins Film im Gegensatz zu *Metropolis* hochgradig ästhetisiert, an die Neue Sachlichkeit erinnernd, sie aber zugleich auch ironisch brechend. Diese Stilisierung schöner Körper mag aufgesetzt wirken, ist aber insofern motiviert, als es die muskulösen männlichen Körper sind, mit denen die elektrische Energie geregelt wird, die selbst nicht sichtbar gemacht werden kann. Geradezu in Umkehr der sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Parole ›Wenn mein starker Arm es will, stehen alle Räder still‹ ist es hier der starke Arm des ästhetisierten Körpers, der die Geschwindigkeit des Fließbandes reguliert und nach dessen Arm alle anderen ›stanzen‹ müssen.

Im Gegensatz zu sowohl *Metropolis* wie auch *Modern Times* zeigt Bertolt Brechts *Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?* von 1932¹⁰ vor allem die Abwesenheit von Arbeit und deren Auswirkungen auf die dadurch entstehenden, ganz anders gearteten Subjekte, nämlich solche der Arbeitslosigkeit, die sich selbst dafür als verantwortlich ansehen und daraus ihre Konsequenzen, bis hin zum Selbstmord, ziehen. Fabriken und deren jetzt auch Arbeiter*innen sind dabei nur noch gelegentlich im Hintergrund präsent, gleichsam um anzudeuten, worauf sich ›die Suche nach Arbeit‹¹¹ richtet, die nun selbst zur tagesfüllenden Aufgabe, ja Arbeit wird. Damit entwirft Brechts Film ein Konzept von Arbeit, das dessen Kehrseite als ›harte Arbeit an der Arbeitslosigkeit‹ gleichsam einschließt. Ihre eigentliche Repräsentation findet Arbeit dagegen in den von der Elterngeneration beständig wiederholten Diskursfloskeln vom Typ ›Wer sich Mühe gibt, kann auch etwas erreichen‹, die sich in gestickter Form dann auch über der Küche als Wandschmuck wiederfinden: ›Beklag' nicht den Morgen, / der Müh und Arbeit gibt. / Es ist so schön zu sorgen / für Menschen, die man liebt.‹ Zu ergänzen wäre: Jedenfalls dann, wenn sie nicht arbeitslos sind.¹²

Arbeitslosigkeit als Arbeit. Joachim Zelters »Schule der Arbeitslosen« (2006)

Die anscheinend so menschlich-befriedigende Arbeit, wie sie der Wandschmuck bei Brecht beschwört, kann allerdings auch ihre Grenzen überschreiten und ihre Semantiken und Strukturen auf andere Lebensbereiche übertragen. Das deutet bereits die im Film thematisch werdende, nicht endende ›Suche nach Arbeit‹ an. Das analytische Konzept der Entgrenzung von Arbeit kennt der Film der 1920er- und 1930er-Jahre aber noch nicht. Vielmehr versucht man erst seit der Phase der New Economy in den 1990er-Jahren mit diesem Ausdruck

ein Phänomen zu fassen, das mit den veränderten Organisationsbedingungen von Arbeit einhergeht; gemeint ist die allmähliche Auflösung der traditionellen Grenze zwischen dem öffentlichen und dem privaten Bereich. Die Frage nach der Entgrenzung der Arbeit ist immer auch eine Frage nach dem Verhältnis von Arbeit zu Nicht-Arbeit, also von Arbeit zu anderen Tätigkeiten, die üblicherweise nicht als berufliche Arbeit verrichtet werden, sondern etwa in die Bereiche der Freizeit, des Familialen oder Partnerschaftlichen fallen. Die Grenze zwischen Öffentlichkeit und Privatheit wird vor dem Hintergrund dieser Veränderungen auf neue, andere Weise als in der Zwischenkriegszeit in den Fokus gerückt.

Wenn in der wirtschafts- oder sozialwissenschaftlichen Forschung¹³ von der Entgrenzung der Arbeit gesprochen wird, ist immer diese marktökonomische¹⁴ Entgrenzung gemeint: Die Forschung bezieht sich stets auf die Arbeit als ökonomische Kategorie. Allerdings kann auch die Entgrenzung der Arbeit nicht lediglich auf ihre ökonomischen oder sozialen Aspekte eingeschränkt werden. Vielmehr lassen sich in der zeitgenössischen Literatur Verweise darauf finden, dass Arbeit auch ihre sprachlichen Grenzen überschreitet. So lässt sich etwa an Joachim Zelters Roman *Schule der Arbeitslosen*¹⁵ zeigen, wie unter Rückgriff auf Metaphern Arbeitslosigkeit in Arbeit konvertiert und dass und wie in dieser sprachlichen Entgrenzung der Sphäre von Arbeit und Nicht-Arbeit verschiedene historisch gewachsene Wissensbereiche miteinander in Verbindung treten, wie – ganz prominent – Psychologie, Physiognomie, Medizin oder Soziologie. Metaphern sollen dabei nicht als bloße rhetorische Figuren mit ornamentaler Funktion verstanden, sondern im Anschluss an Hans Blumenberg, George Lakoff, Mark Johnson und die neuere Metaphernforschung als Denk- und Reflexionsbilder betrachtet werden, die bestimmte Codes und Semantiken aus einem Quellbereich in einen Zielbereich transportieren.¹⁶ Eigen ist Metaphern aus dieser Perspektive, dass sie ihren Zielbereich auf neuartige, unübliche Weise reflektieren und Ähnlichkeitsbeziehungen herstellen, wobei der Quellbereich die Semantiken des Zielbereichs bestimmt.

Zelters satirisch-dystopischer Roman handelt von einer Gruppe von Arbeitslosen, die in »SPHERICON« (SdA, 5), einem Weiterbildungszentrum der Bundesagentur für Arbeit, ganztägige, methodisch absurde Schulungen absolvieren. Der Fokus liegt dabei auf Arbeitsfindungsstrategien und Bewerbungstrainings. Wie widersinnig diese Maßnahmen sind, wird spätestens dann deutlich, wenn in Sphericon die Stelle eines Bewerbungstrainers ausgeschrieben wird, auf die sich alle dort befindlichen Arbeitslosen bewerben sollen und (bis auf eine Ausnahme) dies auch tun. Am Ende der Schulung wird die Gruppe nicht etwa in die Arbeitswelt entlassen, sondern – gemeinsam mit anderen Gruppen und mit

polizeilichem Einsatz – nach Sierra Leone abgeschoben. Auf diese (kuriose) Weise wird das Problem der Massenarbeitslosigkeit gelöst.

Der Text bietet sowohl einen Blick auf die Personen-, Berufsgruppen und Institutionen, die in die Weiterbildungsmaßnahmen eingebunden sind, als auch in die verwaltungstechnischen, bürokratischen Formalitäten, die mit der Suche nach Erwerbsarbeit einhergehen; der Gegenwartsbezug des Textes ist also offenkundig. Verstärkt wird er metatextuell durch das tragende Merkmal dystopischer Genres, problematische Tendenzen ihrer Entstehungszeit kritisch zu reflektieren – aber auch durch die geringe Distanz, die zwischen der Zeit der Handlung 2016 und dem Erscheinungsjahr des Romans 2006 besteht.

Bei Sphericon, auf dessen hermetisch abgeschlossenem Gelände die Romanhandlung angesiedelt ist, handelt es sich um eine – wie es im Roman heißt – »stillgelegte Fabrik in einem niedergegangenen Industriegebiet« (SdA, 5). Dabei sind die Charakterisierungen »stillgelegt|« und »niedergegangen|« selbst adjektivische metaphorische Ausdrücke, in denen Stillstand und eine niedrige räumliche Position das Ende fordistischer, produktionsorientierter Arbeitsweisen zum Ausdruck bringen.

Sphericon bezeichnet sich selbst als »School of Life« (SdA, 19), sodass Arbeitslosigkeit als Arbeit und die Maßnahmen zur Bekämpfung von Arbeitslosigkeit als Lebensverbesserungsmaßnahmen erscheinen – allerdings unter Ausschluss der positiven Konnotationen von Arbeit und Leben – und der scheinbaren Tilgung der negativen Konnotationen der Arbeitslosigkeit. Die Übertragung arbeitsweltlicher Semantiken auf andere Lebensbereiche findet sich in den Passagen, in denen Arbeitslosigkeit als Arbeit gedacht wird, besonders häufig. Dies zeigt sich gleich in einer Rede bei der Begrüßung und Einführung der »Trainees« (SdA, 30) – wie die Arbeitslosen euphemistisch genannt werden –, bei der die Funktionsweise Sphericons klar wird. Es heißt, den Arbeitslosen werde wöchentlich eine bestimmte Anzahl von »Bonus Coins« ausbezahlt, je nach erbrachter Leistung. »Bei uns gibt es kein Taschengeld«, so der Leiter des Weiterbildungszentrums, »sondern Lohn, Lohn für Arbeit, Bonus Coins« (SdA, 33). Unter Rekurs auf Bezahlung wird hier ein Konzept von Arbeitslosigkeit hergeleitet, das mit dem Konzept von Lohnarbeit deckungsgleich ist und dadurch aufgewertet wird. Arbeitslosigkeit scheint somit in Sphericon nicht nur Arbeit zu bedeuten, sondern von Beginn an und grundlegend überwunden zu sein. Beim »Lohn für Arbeit« bleibt es allerdings nicht; in seiner Rede wertet der sogenannte »Schulleiter« (SdA, 32) die Erwerbsarbeit ab und die Arbeitslosigkeit euphemistisch als besondere Form von Arbeit auf, nämlich als »Sucharbeit«:

Die eigentliche Arbeit ist heute nicht mehr die Arbeit selbst, sondern die Suche nach Arbeit. Ein arbeitsloser Mensch ist nicht ein Mensch ohne Arbeit. Im Gegenteil. Er ist ein Mensch mit einer ungleich schwierigeren Arbeit, der Arbeit, überhaupt eine Arbeit zu finden. Dies ist die anspruchsvollste Form von Arbeit. Vielleicht gar die höchste und vollendetste Form. Arbeitssuche ist ein irreführendes Wort. Sucharbeit ist das Wort. (SdA, 34)

In der Tat scheint Arbeitslosigkeit – ähnlich wie in Brechts *Kuhle Wampe*, sich davon allerdings in der Ausgefeiltheit ihrer Organisationsstrukturen unterscheidend – mit viel Arbeit einherzugehen: Organisation, Koordination, Recherche gehören dazu. Eigentlich will die Romanpassage jedoch auf etwas Anderes hinaus: auf die Destabilisierung der konventionellen Bedeutung von Arbeit und die Legitimierung der zu Sphericons Selbstverständnis gehörenden Maßnahmen – und damit auf die Legitimierung von Sphericon selbst. Im Gegensatz zum Ausdruck »Suche nach Arbeit« bestimmt in der destabilisierenden Metapher »Sucharbeit« nicht das Resultat, sondern der Prozess der Arbeitssuche die Semantik des Kompositums. Somit stellt die Metapher der »Sucharbeit« eine indirekte Evaluation des konventionellen Ausdrucks mit Blick auf seine Richtigkeit und Aktualität dar – und wartet mit einem alternativen Verständnis von Arbeit auf, das dem gegenwärtig florierenden Ausdruck »lebenslanges Lernen« nahekommt.

Die argumentative Paradoxie, die in dieser Textstelle zum Ausdruck kommt, besteht jedoch darin, dass diese »Sucharbeit« nicht notwendigerweise zielführend sein soll: Wird sie zur »anspruchsvollsten Form von Arbeit« erklärt, so liegt es nämlich nahe, dass der Besitz einer Erwerbsarbeitsstelle weniger reiz- und sinnvoll ist. In und für Sphericon scheint also – so legt es eine wohlwollende Interpretation nahe – der Weg das Ziel zu sein; Arbeit ist hier Selbstzweck, und Sphericon mithin auch. Allerdings ist diese Arbeit destruktiv, von Gewalt geprägt, zieht der Roman zum Dogma der Arbeitslosigkeit als Arbeit doch kolonialistisch anmutende Kampf- und Militärmetaphern heran. Dabei macht diese metaphorische Entgrenzung der Arbeit auch nicht vor dem scheinbar freien Wochenende halt – vielmehr kommt es in der Beschreibung der Freizeitaktivitäten der Arbeitslosen zu einer Überlappung mit der zeitlichen Entgrenzung der Arbeit:

An den Wochenenden findet kein Unterricht statt. Die Trainees dürfen morgens länger schlafen. [...] Nicht wenige sitzen an einem Computer und arbeiten an autobiographischen Konzepten. [...] Oder bereiten sich geistig auf die Coin-Ausgabe vor. Oder spielen Computerspiele: »Job Quest« sowie dessen Nachfolgeversion »Job Attack«. Bei diesem Spiel geht es nicht nur darum, eine Arbeitsstelle zu erobern, sondern sie einem anderen wegzunehmen. (SdA, 91 f.)

Deutlich wird durch diese Passage die enge Verknüpfung des Wandels der Arbeit mit dem medialen Wandel: Ist die Bezeichnung der Spielversion »Job Quest« noch neutral, so ruft die Metapher in der Version »Job Attack« unübersehbare Kampf- und Aggressivitäts-Assoziationen hervor. Die abschließende Erläuterung der neuen inhaltlichen Ausrichtung des Spiels (nicht mehr nur »erobern«, sondern »wegnehmen«), in der Konkurrenz mit Skrupellosigkeit gepaart ist, scheint beinahe selbsterklärend zu sein. Wichtig ist dabei zunächst, dass sich das in Sphericon medial präsentierte und in der Freizeit vermittelte Bild von Arbeit mitnichten von dem Konzept der Arbeitslosigkeit als Arbeit unterscheidet, das durch Sphericon vertreten wird. Und ferner, dass sich dies bereits an den Kampf- und Sportmetaphern ablesen lässt, mit denen die Quintessenz und das Konzept dieses Spiels wiedergegeben werden.

Es verwundert daher wenig, dass »Job Attack« in unterschiedlichen medialen Ausformungen eingesetzt wird, um den Arbeitslosen eine neue Arbeitsmentalität und nicht zuletzt die entsprechenden »Arbeitstugenden« zu vermitteln. So heißt es über die in Dauerschleife laufende Fernsehserie »Job Quest«: »Jede Folge zeigt die Suche eines neuen Protagonisten, der im letzten Moment, nach unzähligen Kämpfen und Rückschlägen eine Stelle bekommt, nicht einfach bekommt – vielmehr verdient, erkämpft, erzwingt – wie ein unabweisbares Schachmatt.« (SdA, 43) Zusätzlich zum Computerspiel und zur Fernsehserie ist »Job Attack« in Buchform und als Musical erhältlich. Auch gibt es eine Hörspielversion, die in Sphericon immerzu aus den Lautsprechern tönt und mantraartig die Möglichkeit einer heldenhaften Rückkehr in die Welt der Arbeit suggeriert. Dass diese Rückkehr tatsächlich nur in der Fiktion bzw. Imagination möglich ist, und der Ausruf »Die Welt ist voller Job-Attackers« (SdA, 93) nur in seiner Referenz auf Fiktion bzw. Imagination zutrifft, macht das Ende des Romans deutlich.

Kampf-, Kriegs- und Militärmetaphern bestimmen auch dann Sphericons Konzept von Arbeitslosigkeit, wenn diese in der Rede des Schulleiters als »Verfolgung von Arbeit gegenüber Bewahrung der Arbeit« bezeichnet wird – oder als »Eroberung von Arbeit gegenüber Verteidigung von Arbeit«. Dagegen stellt die tatsächliche Erwerbsarbeit eine weitaus weniger anspruchsvolle »Verteidigung von Arbeit« und insofern »nur noch eine milde Form von Nacharbeit« dar. Sie bedeutet lediglich die Ausführung von »Verteidigungsmaßnahmen, Befestigungsarbeiten« (SdA, 34). So werden die Arbeitslosen in der Rede des Schulleiters als Subjekte der Arbeit zu Kriegern stilisiert; existente oder imaginierte Arbeitsstellen werden semantisch als Befestigungsanlagen besetzt, deren Erhaltung vom Subjekt Kompetenzen wie Aggressivität, Täuschung, Urteilskraft und Kreativität erfordert. Wie der Schulleiter es in einer Rede formuliert: »Fintel,]

List. Akribie und Ausdauer. Rhetorische Fähigkeiten, Schauspielfähigkeiten. Überdies analytische wie strategische Fähigkeiten. Nerven aus Stahl. Angriffslust. Die Überwindung gewaltiger Bollwerke. Das Anrennen gegen ständige Hindernisse. Das Kapern unzugänglicher Plattformen.« (SdA, 34 f.) Ersichtlich macht das Zitat, dass bei der »Sucharbeit« die ganze Person gefordert ist, eine Forderung, die sich zur von Ulrich Bröckling beschriebenen Marktförmigkeit der »zeitgenössischen Strategien der Menschführung« analog verhält, welche die Herausbildung eines »unternehmerischen Selbst« verfolgen.¹⁷ Dieses »unternehmerische Selbst«, das neue Konzept des Subjekts der Arbeit, setzt unter anderem auf diejenigen Arbeitstugenden und Strategien des markt- und wettbewerbsfähigen Arbeitens, die in der oben zitierten Passage zum Tragen kommen: Kreativität und Empowerment. Zugleich klingt im Hintergrund der Machtcharakter der Forderungen Sphericons mit, die an die Arbeitslosen gestellt werden.

Aus der Sicht Sphericons erscheinen diese repressiven Machtstrukturen notwendig; allerdings können sie nur durch die Entmündigung der Arbeitslosen begründet werden – etwa durch ihre Betrachtung als Patienten. Im »Jargon der Bundesagentur« werden sie »Patients« genannt, man spricht zu ihnen wie zu »Sterbenskrankeln« (SdA, 7). Im Gesamtkontext des Romans wird die Arbeit semantisch als Krankheit überdeterminiert, und auch die Metaphern, die zur Bestimmung der Arbeitslosigkeit herangezogen werden, verweisen auf das Archilexem Krankheit.

Nicht zuletzt konkretisiert sich die Pathologisierung der Arbeitslosigkeit in denjenigen Passagen, in denen der Schulpsychologe Lichtenstein in Erscheinung tritt. Lichtenstein arbeitet an einer »Abhandlung über die Emotionen und seelischen Bedingungen arbeitsloser Menschen«, die den Titel »Psychogenese von Langzeitarbeitslosen« trägt. Dort geht er »der Frage nach, inwiefern bestimmte Persönlichkeitsmerkmale Arbeitslosigkeit begünstigen« (SdA, 87). In dieser Untersuchung folgert Lichtenstein (wobei seine Folgerung zirkulär ist, da sie zugleich die Hypothese enthält):

Arbeitslose Menschen seien überwiegend – und zwar nicht erst mit der Arbeitslosigkeit, sondern bereits vor ihrem Eintreten – symptomatische Persönlichkeiten [...]. Die Genese ihrer Erwerbslosigkeit geht einher mit Symptomen der Selbstverachtung und reduzierter Belastbarkeit. Die kognitiv-emotionale Ausrichtung ist chronisch pessimistisch [...]. Ihre Gefühle sind weniger die Folge als die Ursache ihrer eigenen Lage. Eine Kapitelüberschrift in Lichtensteins Abhandlung lautet: Can your personality make you unemployed? Der Aufsatz ist auf Englisch. Er ist mit Statistiken gespickt. Eine Statistik besagt, dass Menschen ab einer bestimmten Körpergröße weniger wahrscheinlich arbeitslos werden als Menschen, die unter dieser Körpergröße

liegen. [...] Lichtenstein betrachtet Karla: Schon auf den ersten Blick liegt sie deutlich über dieser Körpergröße. Sie ist groß, schlank, attraktiv. Man sieht ihre Größe, selbst wenn sie nur sitzt, an ihren langen Beinen. Statistisch gesehen dürfte sie gar nicht arbeitslos sein. (SdA, 87 f.)

Arbeitslosigkeit wird von Lichtenstein also als psychische Krankheit definiert und darüber hinaus mit physiognomischen Merkmalen in Verbindung gebracht. Mit dem Hinweis auf die Physiognomik lässt der Text Johann Caspar Lavater als intertextuellen Archetyp für Lichtenstein gelten; die statistische Untersuchung des Schulpsychologen kann entsprechend als Anspielung auf Lavaters vierbändige Schrift *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* (1775–1778) gelesen werden.¹⁸ In dieser unternimmt der Autor, auf ein beachtliches Bildarchiv zurückgreifend, eine Systematisierung der Physiognomik und geht dabei von der Annahme aus, dass sich die geistige Verfassung eines Menschen in seinem Äußeren abzeichne und bestimmte Gesichtszüge und Körpermerkmale insofern grundsätzlich unfehlbare Rückschlüsse auf die Persönlichkeit eines Menschen erlaubten. Lavaters zwar auf natürlichen Indizes basierendes, doch auf falschen Annahmen fußendes Ursache-Wirkungs-Modell einer Physiognomik traf berechtigterweise bei Georg Christoph Lichtenberg auf scharfe Kritik – in der Abhandlung *Über Physiognomik, wider die Physiognomen. Zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*¹⁹ von 1778 sowie in einer Schrift von 1783, die den viel-sagenden Titel *Fragment von Schwänzen. Ein Beytrag zu den Physiologischen Fragmenten*²⁰ trägt und zunächst anonym erschien. Zelters Roman nimmt diese Auseinandersetzung auf und bricht sie doppelt ironisch: einerseits in Form der Verschmelzung der Lavater-Paraphrase mit dem Bezug auf Lichtenberg im Namen des Schulpsychologen Lichtenstein; und andererseits im konjunktivisch-distanzierten ersten Satz der Erzählrede (»Arbeitslose Menschen seien überwiegend«), der warnend darauf hinweist, dem nachfolgend Dargestellten mit Skepsis zu begegnen. Die Frage nach der Validität von Lichtensteins Theorie stellt sich sodann erneut, wenn es heißt, dass nur »eine Statistik« den Zusammenhang von körperlichen und psychischen Eigenschaften belege. Die Haltlosigkeit von Lichtensteins These konkretisiert sich letztlich im Rekurs auf Karla, die als Gegenbeispiel zur physiognomischen Ursache-Wirkung-Semiotik fungiert.

Die im Text verwendeten metaphorischen Ausdrücke bewirken zweierlei. Einerseits heben sie die diskursive Vielschichtigkeit der als Arbeit verstandenen Arbeitslosigkeit – und daher die Vielschichtigkeit der Arbeit – hervor, und zwar als Konglomerat aus historischen und zeitgenössischen gesellschaftlichen und disziplingebundenen (zutreffenden oder nichtzutreffenden) Perspektiven

wie der Psychologie, Physiologie, Medizin, Soziologie, Volkswirtschaft, Philosophie und dergleichen mehr. Andererseits werden durch die untersuchten metaphorischen Ausdrücke die Bedeutung und die verheerenden Folgen der als Krankheit verstandenen Arbeitslosigkeit aufgezeigt – zumal sie selbst in ihrer Aufwertung als Arbeit nichts Anderes sein kann als Krankheit.

Arbeit und ihre Entgrenzungen - medial, diskursiv, semantisch

An zwei zunächst einmal höchst verschiedenen Korpora, drei Filmen aus den 1920er und 1930er Jahren sowie einem Roman aus dem Jahr 2006 konnte erstens gezeigt werden, dass Arbeit stets als ein mehrperspektivischer Gegenstand im Schnittfeld verschiedener Diskurse konstituiert wird, in dem der jeweiligen medialen und sprachlichen Verfasstheit eine nicht unerhebliche Funktion zukommt. Zweitens wurde deutlich, wie – in zeitbezogen je unterschiedlicher Weise – Entgrenzungen von Arbeit thematisiert bzw. dargestellt werden. Für die Filme war dabei zunächst zu fragen, was sie eigentlich als Arbeit (und auf deren Rückseite als Nicht-Arbeit) verstehen. Arbeit erscheint hier als Konglomerat politischer, technikgeschichtlicher, psychologischer, aber auch nicht zuletzt semiotischer Diskurse, die medial und semantisch aufeinander bezogen bzw. miteinander konfrontiert werden. Auf diese Weise entsteht der Eindruck von Arbeit als in sich geschlossenes, logisch kohärentes Ganzes. Auch die am Beispiel von Zelters Roman erprobte metaphortheoretische Perspektive, die die Semantiken von Arbeit fokussiert, ermöglicht einen solch differenzierten Blick auf Arbeit: Erstens entlarvt sie die Entgrenzung der Arbeit als sprachliches bzw. diskursives Phänomen insbesondere dann, wenn sie zeigt, dass das, was herkömmlich als Gegenteil von Arbeit gilt, unter Rekurs auf etwa rhetorische, psychologische und physiognomische Diskursketten als Arbeit kodiert werden kann; und zweitens lässt sie deutlich werden, dass die Verwendung arbeitsweltlicher Metaphern außerhalb der Grenzen der Arbeitswelt deren (Selbst-)Legitimation als hegemoniale Sphäre begünstigt. Die »Schule der Arbeitslosen« hält Semantiken bereit, die jenseits der Oberflächenbedeutung dieser – in der Forschung lediglich als Plattitüden interpretierten – Ausdrücke sprachliche Entgrenzungen sichtbar werden lassen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. zur Geschichte des Phänomens »Burnout« Sarah Bernhardt, *Neurasthenie und Burnout - Zwei Erscheinungsformen moderner Erschöpfung*, in: *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte (FIB)*, 2(2013)1, 31–37.

- 2 Vgl. zu dieser diskursanalytischen Frage-Trias Michel Foucault, *Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf Konersmann*, Frankfurt/Main 1991.
- 3 Der Film ist durch eine Reihe von konstitutiven Oppositionspaaren gekennzeichnet, die über die Räume ebenso semantisiert werden wie die Charaktere der Figuren und deren Anordnung zu Konfigurationen. Dazu gehören die Binäroptionen von ›hoch oben versus tief unten‹ (bei einer mittleren Zone der Erdoberfläche, auf der die Figuren des Bereichs ›oben‹, der Fabrikbesitzer und Kapitaleigner, mit denen des Bereichs ›unten‹, den Massen der Arbeiter, zusammentreffen können), weiter die von ›überirdisch versus unter Tage‹, ›Individuen versus Masse‹, ›dekadent versus religiös‹, ›künstlich versus natürlich‹, ›Reichtum versus Armut‹ und ›Einzelkinder versus viele Kinder‹.
- 4 Zur Problematik von Arbeitsbegriffen vgl. Manfred Füllsack, *Arbeit*, Wien 2009; Rudolf Walther, *Arbeit - Ein begriffsgeschichtlicher Überblick von Aristoteles bis Ricardo*, in: Helmut König, Bodo von Greiff, Helmut Schauer (Hg.), *Sozialphilosophie der industriellen Arbeit*, Opladen 1990, 3–25.
- 5 Siegfried Kracauer hat in den Massenszenen eine ›Neigung‹ Fritz Langs ›zu pompöser Ornamentalisierung‹ gesehen und die – ihm (Kracauer) einleuchtenden – Arbeitermassen den – für ihn wenig motivierten – Massenszenen bei der ›tröstenden Ansprache des Mädchens Maria‹ und der Überschwemmung entgegengestellt (ders., *Von Caligari zu Hitler. Eine psychologische Geschichte des deutschen Films*, Frankfurt/Main 1984, 158 f.).
- 6 Vgl. dazu Michael Cowan, *The Heart Machine. »Rhythm« and Body in Weimar Film and Fritz Lang's »Metropolis«*, in: *MODERNISM/modernity*, 14(2007)2, 225–248.
- 7 Thomas Elsässer, *Metropolis. Der Filmklassiker von Fritz Lang*, Hamburg-Wien 2000, 21 f.
- 8 Charles Chaplin (Regie), *Modern Times*, USA 1936.
- 9 Vgl. dazu Christine Frederick, *The New Housekeeping. Efficient Studies in Home Management*, Garden City/NY 1913; Siegfried Giedion, *Mechanization Takes Command. A Contribution to anonymous History*, New York 1948; Judith Ellenbürger, *Fun Works. Arbeit in der Filmkomödie von den Lumières bis Chaplin*, Paderborn 2015, 13 f.
- 10 Slatan Dudow (Regie), *Kuhle Wampe, oder Wem gehört die Welt?*, DE 1932. – Vgl. zur Analyse des Films Bruce Murray, *Film and the German Left in the Weimar Republic. From »Caligari« to »Kuhle Wampe«*, Austin 1990; John Warren, *Weimar and the Political Film. From »Die Weber« to »Kuhle Wampe«*, in: Richard Dove, Stephen Lamp (Hg.), *German Writers and Politics 1918–39*, London 1992, 76–87.
- 11 Wolfgang Gersch, Werner Hecht (Hg.), *»Kuhle Wampe oder Wem gehört die Welt?« Filmprotokoll und Materialien*, Leipzig 1971, 98.
- 12 Ist bei Brecht für die Bestimmung von Arbeit also die Opposition ›Arbeit haben‹ versus ›arbeitslos sein‹ konstitutiv, so ist in Billy Wilders *Menschen am Sonntag* aus dem Jahr 1930 sowie in den Schluss-Szenen von René Clairs *À Nous la Liberté* diejenige zwischen ›Arbeit‹ und ›Freizeit‹ konstitutiv. Gemeinsam ist beiden Filmen dabei aber die semantische Entgegensetzung von ›drinnen‹, ›(entfremdete) Arbeit‹, ›in der Stadt‹ versus ›draußen‹, ›selbstbestimmtes Leben‹, ›vor den Toren der Stadt‹. René Clair (Regie), *À Nous la Liberté*, F 1931. – Vgl. dazu das (englischsprachige) Filmscript *A Nous La Liberté and Entr'acte films by René Clair. English translation and description of the action by Richard Jacques and Nicola Hayden*, London 1970. Robert Siodmak, Edgar G. Ulmer, Billy Wilder (Regie), *Menschen am Sonntag*, DE 1930.

- 13 Vgl. G. Günter Voß, *Die Entgrenzung von Arbeit und Arbeitskraft. Eine subjektorientierte Interpretation des Wandels der Arbeit*, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*, 31(1998)2, 473–487; Hans Pongratz, G. Günter Voß, *Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen*, Berlin 2003; Karin Gottschall, G. Günter Voß, *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zur Einführung*, in: dies. (Hg.), *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*, Mering 2005, 11–33; Nick Kratzer, Andreas Lange, *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Verschiebung, Pluralisierung, Verschränkung. Perspektiven auf ein neues Re-Produktionsmodell*, in: Wolfgang Dunkel, Dieter Sauer (Hg.), *Von der Allgegenwart der verschwindenden Arbeit. Neue Herausforderungen für die Arbeitsforschung*, Berlin 2006, 171–200.
- 14 Die Bezeichnung »marktökonomische Entgrenzung« stammt von Juditha Balint und wurde eingeführt, um zwischen verschiedenen Arten der Entgrenzung der Arbeit (der marktökonomischen, sprachlich-metaphorischen und epistemischen) unterscheiden und diese analytisch betrachten zu können. Die Ausführungen in diesem Teil unseres Beitrags fassen einige der Ergebnisse zusammen, die in der Einleitung, sowie in den Kapiteln zur marktökonomischen und zur metaphorischen Entgrenzung der Arbeit erzielt wurden in: Juditha Balint, *Erzählte Entgrenzungen. Narrationen von Arbeit zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Paderborn 2017, 7–11, 37–42, 115–165.
- 15 Joachim Zelter, *Schule der Arbeitslosen*, Tübingen 2006; Nachweise im Folgenden unter Angabe der Sigle SdA mit Seitenzahl.
- 16 Hans Blumenberg, *Paradigmen zu einer Metaphorologie*, Frankfurt/Main 1998; Hans Blumenberg, *Ausblick auf eine Theorie der Unbegrifflichkeit*, in: ders., *Ästhetische und metaphorologische Schriften. Auswahl und Nachwort von Anselm Haverkamp*, Frankfurt/Main 2001, 193–209; George Lakoff, Mark Turner, *More than Cool Reason. A Field Guide to Poetic Metaphor*, Chicago 1989; George Lakoff, *The Contemporary Theory of Metaphor*, in: Andrew Ortony (Hg.), *Metaphor and Thought*, Cambridge 1979, 202–251; George Lakoff, Mark Johnson, *Leben in Metaphern. Konstruktion und Sprachgebrauch von Sprachbildern*, Heidelberg 2011; Benjamin Specht (Hg.), *Epoche und Metapher. Semantik und Geschichte kultureller Bildlichkeit*, Berlin–Boston 2014.
- 17 Ulrich Bröckling, *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*, Frankfurt/Main 2007.
- 18 Johann Caspar Lavater, *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*, 2 Bde., Leipzig–Winterthur 1775.
- 19 Georg Christoph Lichtenberg, *Über Physiognomik, wider die Physiognomen. Zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*, Göttingen 1778.
- 20 Georg Christoph Lichtenberg, *Fragment von Schwänzen. Ein Beytrag zu den Physiologischen Fragmenten*, Göttingen 1783.